

Politische Einschätzung

«Ärzte brauchen mehr Vertrauen»

Der Zuger Gesundheitsdirektor Joachim Eder zeigt Verständnis für die Sorgen der Hausärzte. Er verlangt einen Vorschriftenstopp und kritisiert die Politiker in Bern.

INTERVIEW VON FLURINA VALSECCHI

Joachim Eder, die Hausärzte schlagen wegen Personalmangels Alarm. Ist die Lage tatsächlich so dramatisch?

Joachim Eder: Die Situation ist unterschiedlich. Während die Versorgung in den Randgebieten an verschiedenen Orten kritisch ist, ist sie in den zentralen Regionen in der Regel noch ausreichend, wobei ich bewusst «noch» sage. Denn auch hier zeichnet sich eine Verknappung ab, wenn man die Altersstruktur der heute tätigen Hausärzte betrachtet.

Kommt es deswegen zu einem Versorgungsengpass, wie die Hausärzte es befürchten?

Eder: Man muss dieses Risiko ernst nehmen. Die Lage ist aber nicht ausser

Aufwand und die Zahl der Vorschriften haben in den letzten Jahren massiv zugenommen. Ich plädiere deshalb für ein Vorschriftenmoratorium.

Was meinen Sie damit genau?

Eder: Einen vorübergehenden Stopp gewisser Massnahmen der letzten Jahre. Insbesondere darf es keine neuen, einengenden Bundesvorschriften via Verordnung mehr geben. Dann ist aber auch ein grösserer Entscheidungsspielraum für die Ärzte selber und mehr Vertrauen statt Misstrauen durch die Krankenkassen nötig.

Heute treffen mehrere Sparmassnahmen die Hausärzte: Die Einführung des Tarifsystems Tarmed, gesenkte Margen bei Medikamenten und die drohende Einstellung der Labortätigkeit. Müsste der Hebel anderswo angesetzt werden?

Eder: Die Lösung kann nicht darin bestehen, immer mehr Geld ins System zu pumpen. Hingegen müssen die Mittel anders verteilt werden. Dass dabei die Hausärzte für ihre eigentliche ärztliche Tätigkeit einen grösseren Anteil erhalten sollen, ist durchaus gerechtfertigt, ja sogar erforderlich.

Von aussen betrachtet hat man den Eindruck, die Politik bleibe untätig.

Eder: Das Gegenteil ist der Fall. Die Hausarztmedizin ist einer der wichtigsten Pfeiler für die medizinische Versorgung. Die Zentralschweizer Gesundheitsdirektoren setzen sich deshalb für die Hausarztmedizin ein.

Nennen Sie konkrete Beispiele.

Eder: Wir führen etwa die kantonalen Projekte der «ärztlichen Praxisassistenten» weiter. Das heisst, dass junge Ärzte bei einem Hausarzt eine Art Praktikum machen und so für diesen Beruf begeistert werden. Dann unterstützen wir die Aufhebung der Zulassungsbeschränkung für Grundversorger, auch muss ein Hausarzt weiterhin direkt Medikamente abgeben können. Gruppenpraxen sollen gefördert werden. Bei der Revision der ärztlichen Tarifstruktur Tarmed sollen die hausärztlichen Leistungen besser berücksichtigt werden.

Gleich mehrere dieser Projekte sind im Bundeshaus derzeit blockiert. Wird sich mit Didier Burkhalter etwas ändern?

Eder: Ein neuer Bundesrat kann hier eine gewisse Entkrampfung bringen, doch sollte man sich keine Wunder erhoffen. Das Bundesparlament muss die «heissen Kartoffeln» endlich anpacken. Denn letztlich geht es um Verteilungs- und Machtkämpfe. Bisher war es



Felix Huber-Widmer untersucht in der Hausarztpraxis in Wolhusen den Fuss eines Patienten.

BILD PIUS AMREIN



Bisher war es leider einfacher, die Prämien zu erhöhen, als die Probleme zu lösen.

JOACHIM EDER, ZUGER REGIERUNGSRAT

Kontrolle. Die Entwicklung verläuft vielmehr schleichend, indem etwa die Wartezeiten länger werden oder es schwieriger wird, einen Nachfolger für die Übergabe einer Praxis zu finden. Gefährlich ist es, deswegen nun das Ende der Hausarztmedizin herbeizureden. Damit ist niemandem gedient.

Jammern die Hausärzte also auf einem hohen Niveau? Immerhin verdient ein Hausarzt über 190 000 Franken im Jahr.

Eder: Geld ist nicht alles, und die Einkommensverhältnisse sind sehr unterschiedlich. Vor allem aber sollte man auch die nicht monetären Faktoren berücksichtigen. Der administrative

leider oft einfacher, die Prämien zu erhöhen, als die Probleme zu lösen. Die Schmerzgrenze ist jetzt erreicht.

Doch die Hausärzte mögen den Versprechungen der Politik nicht mehr glauben, deshalb wollen sie via Initiative ihre Rechte in der Verfassung verankern.

Eder: Ich habe durchaus Verständnis für das Anliegen, welches im Grundsatz berechtigt ist. Ob die Bundesverfassung der geeignete Ort ist, muss aber erst noch diskutiert werden.

Gibt es auch Fehler in der Ausbildung? Die Hausärzte beklagen Personalmangel, und gleichzeitig gibt es an den Universitäten den Numerus clausus.

Eder: Wichtig ist, dass sich mehr Studierende für einen Berufsweg in der

Hausarztmedizin entscheiden, statt sich zu spezialisieren. Hier liegt das Hauptproblem. Vielleicht sollte man den Numerus clausus für jene lockern, die sich zu einer hausärztlichen Tätigkeit verpflichten. Solche Modelle kennen wir aus Dänemark und Schweden.

Viele Leute haben bereits heute keinen festen Hausarzt mehr, sie gehen direkt in die Notfallpraxis, wenn sie krank sind. Sinkt die Nachfrage nach Hausärzten?

Eder: Nein. Ich sehe das nicht als Konkurrenz, sondern als Entlastung. Denn es ist für die Hausärzte nicht möglich, sieben Tage rund um die Uhr zur Verfügung zu stehen. Eine intelligent organisierte Zusammenarbeit mit einer Notfallpraxis im Spital kann durchaus hilfreich sein. Die Hausärzte

sind von dieser Notfallpraxis ja explizit nicht ausgeschlossen.

Die Kosten bei den Spezialisten steigen. Liegt es auch an den Patienten, nicht sofort zum Spezialisten zu rennen?

Eder: Die Anspruchshaltung der Patienten hat sicher zugenommen. Aber auch die Versicherungen und die Rechtsprechung dürfen nicht vergessen werden. Andererseits hat eine Befragung im Kanton Zug gezeigt, dass die Zufriedenheit der Bevölkerung mit der Behandlung durch die Hausärzte enorm hoch ist. Und das ist, was zählt.

HINWEIS

► * Der Zuger FDP-Regierungsrat Joachim Eder ist Vorsteher der Gesundheitsdirektion, ab 1. Mai präsidiert er die Zentralschweizer Gesundheitsdirektoren-Konferenz. ◀

Meinung

Brauche ich einen persönlichen Hausarzt?

Zu einem Hausarzt hat man eine persönliche Beziehung, eine HMO-Praxis hingegen ist viel anonym. Für wen welches Modell besser geeignet ist, ist sehr individuell.

Beziehung ist alles

Für mich war mein Hausarzt eigentlich kein Hausarzt. Zumindest ursprünglich nicht. Vielmehr war dieser Mann mein Sportarzt. Und damit ein Stück weit auch mein Sportkumpel. «Setzen wir diesmal eine Spritze, damit ein schmerzfreier Einsatz möglich wird und der Stammplatz nicht in Gefahr gerät?» Oder: «Reicht die Erholungszeit bis zum Wiederbeginn der Meisterschaft, wenn wir in der Winterpause eine OP vornehmen?» Kurze Diskussionen, klare Entscheide. Und immer wieder die richtigen Entscheide.

So entsteht über die Jahre Vertrauen. Und über das Vertrauen ergibt sich eine intime Beziehung zwischen Arzt und Patient. Der Mann hat meinen Körper und meine Eigenart im Verlauf der Jahre in- und auswendig kennen gelernt. Schritt für Schritt ist er zu meinem Leibarzt geworden. Er kennt mich, zumindest physisch, wie kein Zweiter.

«Gefahr» drohte dieser Beziehung höchstens, als ich für meine Kinder einen Kinderarzt zu brauchen glaubte. Doch immer mehr fanden meine grös-



ser werdenden Kinder den Weg zu meinem Arzt. Weil er über mich auch meine Familie erfasste mitsamt ihren Eigenheiten. Und so auch bei meinen Kindern sein Talent einbringen konnte.

Und seit gut einem Jahr profitiere ich nun für die Fixierung auf meinen Arzt sogar von einem reduzierten Krankenkassen-Tarif – dies dank Hausarztmodell. Natürlich könnte ich mit dem HMO-Modell noch ein paar Franken zusätzlich sparen. Aber diese zusätzliche Ersparnis ist nichts im Vergleich zu meiner individuellen Beziehung zu meinem ganz persönlichen Doktor.

Eigentlich hat mein Hausarzt nur einen gravierenden Fehler: Auch er wird eines Tages unweigerlich in Pension gehen. Aber in einer sattelfesten Beziehung schaut man aus Überzeugung hinweg über unausweichliche Schwächen.

HMO ist günstig und komfortabel

Als Kind hatte ich einen Hausarzt, der mich über viele Jahre hinweg betreute – und mir einmal sogar das Leben rettete, indem er eine gefährliche Situation sofort erkannte und mich umgehend ins Spital einwies. Heute ist mir bewusst: Wenn ich als Kind zum Doktor musste, war es sehr beruhigend, von einem Menschen behandelt zu werden, den ich kannte.

Als erwachsener Mann (34) ist es mir nicht mehr wichtig, einen persönlichen Arzt zu haben. Bewusst habe ich mich aus drei Gründen dafür entschieden, mich im HMO-Modell zu versichern. Als HMO-Patient bin ich verpflichtet, in jedem Fall zuerst meine HMO-Praxis mit mehreren Ärzten aufzusuchen, die mich allenfalls weiterverweisen.

Erstens: Zum Glück bin ich gesund und muss nur sehr selten zu einem Arzt. Ohne Krankheitsverlauf brauche ich auch keinen Hausarzt, der meinen medizinischen Hintergrund persönlich kennt. Deshalb ist es mir egal, wer mich behandelt – obwohl ich auch innerhalb meiner HMO-Praxis immer



zum gleichen Arzt gehen könnte. Da ich das nicht will, habe ich sogar den Vorteil, dass ich schneller einen Termin bekomme, da mir in meiner HMO-Praxis in Zug elf Ärzte zur Verfügung stehen. Bisher habe ich mit den HMO-Ärzten gute Erfahrungen gemacht.

Zweitens: In letzter Zeit wohnte ich in Luzern, dann in Zürich und jetzt in Zug. Es war für mich komfortabler, jeweils in einer dieser Städte eine HMO-Praxis aufzusuchen, statt jedes Mal zum Beispiel von Zürich aus zu einem Hausarzt in Luzern anzureisen.

Und drittens spare ich Geld, weil ich HMO-versichert bin und keinen Hausarzt habe – gemäss Prämienrechner meiner Krankenkasse müsste ich jeden Monat 72 Franken mehr bezahlen, wollte ich freie Arztwahl haben. Macht immerhin 864 Franken im Jahr.